

ANJA  
BAUMHEIER

# Kranich- land

Roman



**SPIEGEL  
ONLINE  
Bestseller**

**rowohlt**  
e-BOOK

# Kranichland

*Roman*

 rowohlt  
e-BOOK

## Unser geteiltes Leben

Die Groen-Schwestern wachsen im Ost-Berlin der sechziger Jahre heran. Unterschiedlicher könnten die beiden Mädchen nicht sein: Charlotte, die ältere, brennt ebenso für den Sozialismus wie ihr Vater Johannes, der am Ministerium für Staatssicherheit Karriere macht. Die künstlerisch begabte Marlene hingegen eckt überall an und verliebt sich Hals über Kopf in Wieland, einen Pfarrerssohn, der die DDR kritisch hinterfragt. Mit jedem Tag wächst in dem jungen Paar die Sehnsucht nach einem Leben in Freiheit. Als die beiden beschließen, in den Westen zu fliehen, trifft Marlenes Vater eine Entscheidung – mit fatalen Folgen, die noch Jahrzehnte später spürbar sind ...

Anja Baumheier wurde 1979 in Dresden geboren und hat ihre Kindheit in der DDR verbracht. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Berlin und arbeitet dort an einer Schule als Lehrerin für Französisch und Spanisch. «Kranichland» ist ihr erster Roman.

## **Damals (1936)**

### **Jaksonów**

**E**ndlich acht. Johannes schlug die Decke zurück, sprang aus dem Bett und rannte im Schlafanzug und mit zerzausten Haaren die Treppe herunter. Schwaches Licht fiel durch das Fenster in den Flur des alten Bauernhauses. Johannes hatte sich sehr auf seinen Geburtstag gefreut. Seine Mutter hatte versprochen, den ganzen Tag mit ihm zu verbringen. Nicht einmal zur Schule gehen müsse er, hatte sie gesagt. Von der letzten Treppenstufe aus hüpfte er in die Küche. In der Mitte des kleinen Raumes stand ein Tisch aus grobem Holz, an der Wand ein Regal mit Geschirr und neben der Küchensex der Ascheimer. Doch seine Mutter war nicht hier, und auch die Wohnstube, die direkt neben der Küche lag, war leer. Johannes ahnte, was das bedeutete. Seine Mutter würde den ganzen Tag nicht aufstehen.

Die Tür zu ihrem Zimmer war nur angelehnt. Als er eintrat, empfing ihn der längst vertraute Geruch von Baldrian, Alkohol und feuchtem Holz. Die groben Leinenvorhänge waren nachlässig zugezogen. Durch einen Spalt sah Johannes das Schneetreiben vor dem Fenster,

dem das fahle Morgenlicht etwas Gespenstisches verlieh. Vorsichtig setzte er sich auf die Bettkante. Seine Mutter hatte die Augen geschlossen, ihre langen schwarzen Haare lagen wirr auf dem Kissen, während sich ihr Brustkorb gleichmäßig hob und senkte. Der blasse Mund mit den aufgesprungenen Lippen und ihre weiße Haut ließen sie beinahe wächsern erscheinen, fast so, als wäre sie gar nicht da. Jetzt, so nahe bei ihr, roch Johannes ihren Schweiß und das Faulige aus ihrem halb geöffneten Mund. Auf dem Nachttisch lagen Tablettenschachteln mit lateinischen Namen, die ihm nichts sagten. Dahinter stand, an die Wand gelehnt, ein Foto mit gezackten Rändern, das noch vor Johannes' Geburt aufgenommen worden war. Er hatte Mühe, die Frau im Bett und die auf dem Foto als ein und dieselbe Person zu erkennen. Die Frau auf dem Bild lächelte dem Fotografen zu, eine Hand hatte sie in die Hüfte gestützt. Ihre helle Haut leuchtete, das schwarze Haar war kurz. Er nahm das Bild in die Hand und drehte es um. *Charlotte - 1916* stand in geschwungener Handschrift auf der Rückseite.

Seine Mutter öffnete die Augen. Sie waren rot gerändert und stumpf. «Alles Gute zum Geburtstag.»

Johannes beugte sich vor und wollte sie umarmen, doch sie schob ihn weg. «Nein, Hannes, so kriege ich keine Luft. Das weißt du doch.»

Johannes wich zurück und nickte. Sein Hals war wie zugeschnürt. Er blickte zur Seite und sah sich im Zimmer um. Aber seine Augen fanden keinen Halt. Schließlich blieben sie an dem Gemälde über der Kommode hängen. Eine Schneelandschaft war darauf zu sehen, und er hatte plötzlich das Gefühl, aus den weißen Flächen würden sich dunkle Schatten lösen und nach ihm greifen. Johannes senkte den Kopf. Ich weiß ja, dass es ihr nicht gutgeht. Aber es ist mein Geburtstag, sie hätte es wenigstens versuchen können, dachte er, sprach den Gedanken jedoch nicht aus. Den Fehler hatte er schon einmal gemacht. Daraufhin war seine Mutter in Tränen ausgebrochen. Meinst du, ich habe mir das ausgesucht, hatte sie damals gesagt.

Draußen klopfte es. Johannes drückte sich von der Bettkante hoch, ging in den Flur und öffnete die Haustür. Ida Pinotek, die Besitzerin des Nachbarhofes, stand davor. Sie hatte sich ein Tuch um den Kopf gebunden, trug eine karierte Stoffschürze und hielt einen großen Teller mit Schokoladenkuchen in der Hand. «Hannes, mein Sonnenschein. Alles Liebe zum Geburtstag. Schokolade ist hoffentlich noch immer dein Lieblingskuchen?»

Während Johannes nickte, presste Ida Pinotek ihn an sich. Sie war klein und erwartete ihr drittes Kind. Ihr Bauch war so ausladend, dass Johannes mit seinem Gesicht nur kurz ihr Dekolleté streifte.

Und dann konnte er die Tränen nicht zurückhalten.  
Ida Pinotek streichelte ihm über die Wange. «Liegt Charlotte wieder im Bett?»

Er nickte.

«Ach, mein Junge.» Sie wollte noch etwas sagen, biss sich aber auf die Unterlippe. «Gräm dich nicht. Das geht vorüber. Und jetzt hopphopp zur Schule. Hubert und Hedwig warten schon.»

Johannes dachte kurz an das Versprechen seiner Mutter, daran, dass sie den Tag eigentlich mit ihm verbringen wollte. «Ich bin gleich so weit, Frau Pinotek.» Er ging noch einmal zu ihrem Zimmer und warf einen Blick hinein. Seine Mutter war wieder eingeschlafen. Schnell zog Johannes sich an, warf Mantel und Ranzen über und folgte Ida Pinotek nach draußen.

Als er am Nachmittag nach Hause kam, lag seine Mutter immer noch im Bett. Er ging in die Küche, wo Ida Pinoteks Schokoladenkuchen stand. Obwohl Johannes Hunger hatte, verursachte sein Anblick ihm Übelkeit. Er nahm den Kuchen, schlich hinters Haus und warf ihn auf den Komposthaufen. Vorsichtig schob er mit einem Ast ein paar verwesene Abfälle darüber. Er wollte Ida Pinotek nicht enttäuschen.



Hubert und Hedwig Pinotek saßen am großen Tisch in der Stube und verzierten Plätzchen. Johannes lag auf dem Sofa und betrachtete eine Weihnachtsbaumkerze, deren Wachs auf den Holzboden tropfte.

«Willst du nicht mitmachen, Hannes?» Ida Pinotek legte ihre Hand auf Johannes' Schulter.

«Nein, Frau Pinotek, ich möchte lieber hier liegen bleiben.»

«Ist gut, mein Junge. Deiner Mutter geht es bestimmt bald besser. Und du wirst sehen, im nächsten Jahr feiert ihr Weihnachten wieder zusammen.» Sie strich ihm über die dunklen Locken und ging zurück in die Küche, um ein weiteres Blech Plätzchen aus dem Ofen zu holen.

Zwei Wochen waren seit Johannes' Geburtstag vergangen. Seitdem lag seine Mutter in ihrem Zimmer. Auf dem Schulweg hatte Johannes Hubert und Hedwig davon erzählt. Am Abend des gleichen Tages stand Ida Pinotek vor der Tür. In einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ, hatte sie Johannes aufgetragen, ein paar Sachen zusammenzupacken und zu ihnen zu kommen. Johannes hatte wie angewurzelt dagestanden. Und die Nachbarin hatte versprochen, dass er nur so lange bleiben musste, bis es seiner Mutter wieder besser ging. Seitdem wohnte Johannes bei den Pinoteks.

Mit einem Zischen erlosch die Kerze. Johannes richtete sich auf und hob den Blick. Und da sah er durch das

Fenster Licht im Zimmer seiner Mutter gegenüber. Den ganzen Tag hatte er darauf gewartet und gehofft, er könne doch noch mit ihr zusammen den Heiligen Abend verbringen. Er sprang auf und rannte in Strümpfen über den Hof. Aber als er in den Flur kam, war in ihrem Zimmer kein Licht mehr. Johannes blieb stehen und lauschte in die Stille. Da hörte er ein Poltern auf dem Dachboden. Was war das? War seine Mutter da oben? Johannes nahm zwei Treppenstufen auf einmal und kam atemlos vor der alten Holztür an. Er wollte sie öffnen, aber sie war von innen verriegelt. «Mutter?» Zaghaft drückte Johannes gegen die Tür, als von unten die Stimme Ida Pinoteks erklang. «Hannes, was machst du denn? In Strümpfen durch den Schnee. Du wirst noch krank, mein Junge.»

«Sie war wach, Frau Pinotek, ich habe es genau gesehen. Aber in ihrem Bett ist sie nicht.» Er beugte sich über das Treppengeländer und sah nach unten.

«Was machst du denn da oben?»

«Es hat gepoltert, aber die Tür ist zu. Sonst ist sie immer offen.»

Ida Pinotek stieg langsam die Treppe hinauf. Mit der Hand stützte sie ihren Rücken. In vier Wochen war der Geburtstermin, und das Laufen fiel ihr zunehmend schwer. Die Stufen knarrten unter ihren Schritten. Als sie vor der Tür zum Dachboden stand, trat Johannes einen Schritt zur Seite. Mit aller Kraft stemmte sich Ida Pinotek gegen die

Tür. Doch nichts passierte. Beim dritten Versuch gelang es ihr schließlich, die Tür zu öffnen. Johannes drängte sich an ihr vorbei.

Der Dachboden war dunkel, er konnte nichts erkennen.

«Hier ist niemand, Hannes. Lass uns wieder nach drüben gehen. Es ist langsam Zeit für die Bescherung», sagte Ida Pinotek und begann, die Treppe wieder hinaabzusteigen.

Johannes suchte mit der Hand die Wand ab. Er fand den Lichtschalter. Die Glühbirne an der Decke flammte auf, zuckte kurz und erlosch. Aber er hatte sie gesehen, seine Mutter und das Seil am Dachbalken und den umgefallenen Hocker.

# Heute

## Berlin

**S**chon durch den Aludeckel der Assiette hindurch konnte Theresa riechen, was es heute zum Mittag gab. Kartoffelbrei, Schweinebraten und Mischgemüse. Während sie den Deckel vorsichtig entfernte, drang laute Marschmusik aus dem Wohnzimmer nebenan.

«Herr Bastian, könnten Sie den Fernseher nicht ein wenig leiser stellen?»

«Wie bitte?» Die Stimme des Alten musste früher einmal sehr kräftig gewesen sein. Er hatte Theresa erzählt, dass er zu DDR-Zeiten bei der NVA gewesen war. Leutnant oder Hauptmann, genau konnte sie sich nicht mehr erinnern. Herrn Bastians Augen glänzten immer, wenn er von damals erzählte. Inzwischen war seine Stimme dünn geworden und kam gegen die Viervierteltaktgeräusche des Fernsehers kaum an.

Theresa steckte ihren Kopf durch die Durchreiche zwischen Küche und Wohnzimmer. «Könnten Sie das leiser machen?» Sie zeigte mit dem Finger auf den Fernseher neben der beigen Sprelacartschrankwand.

Herr Bastian lächelte und schaltete das Gerät ganz aus. Theresa stellte die lauwarme Assiette auf den Tisch. «Lassen Sie es sich schmecken. Schweinebraten, das ist doch Ihr Lieblingssessen.»

«Danke, Frau Matusiak, Sie sind eine Perle. Was würde ich nur ohne Sie machen? Wollen Sie sich nicht kurz zu mir setzen?»

«Nein, leider. Ich würde ja gerne. Aber unsere Zeitvorgaben sind so knapp.» Sie ging in den Flur und kam mit einem Staubtuch zurück. Immer wieder war sie erstaunt, dass Menschen sich Schrankwände in ihre Wohnzimmer stellten. Ihre Schwester Charlotte hatte auch eine, und wenn Theresa bei ihr war, zog sie sie damit auf. Während Theresa Vasen, Familienfotos und Sammeltassen abstaubte, hörte sie Herrn Bastian, der hinter ihr am Tisch saß, gemächlich kauen. Sein Gebiss knirschte. Er schmatzte und lobte das Essen in hohen Tönen. «Was macht die Ausstellung, haben Sie inzwischen alle Bilder fertig?»

Theresa stellte das Hochzeitsfoto zurück in die Schrankwand. «Eins muss ich noch malen, sonst reißt Petzold mir den Kopf ab. In drei Wochen ist die Vernissage.»

«Das wird schon, Frau Matusiak. Kommt Zeit, kommt Rat, wie man so schön sagt. Und mit all meinen Jahren

kann ich wirklich bestätigen, dass das nicht nur irgendein blöder Spruch ist.»

Theresa schüttelte das Staubtuch aus. Vor dem Fenster ratterte die U2 vorbei. Der erste Wagen tauchte bereits in den Tunnel Richtung Pankow ein. Theresa mochte die Arbeit als Altenpflegerin, die alten Leute waren ihr im Laufe der Jahre ans Herz gewachsen. Aber ihre eigentliche Leidenschaft war die Malerei. Sie hatte schon als Kind gemalt, aber nie zu hoffen gewagt, dass mehr daraus werden könnte als ein Hobby. Bis sie Albert Petzold traf. Er unterhielt eine kleine Galerie namens Kunststoff in der Oderberger Straße. Sie fand den Namen lächerlich, aber sie war froh, dass er ihr die Chance gab, ihre Bilder dort auszustellen. Davon hatte sie immer geträumt, aber lange nicht den Mut gefunden, jemand anderem als Charlotte und ihrer Tochter Anna die Bilder zu zeigen. Die Begegnung mit Petzold war nur einem Zufall zu verdanken. Vor einem halben Jahr war Theresa ins Naturkundemuseum gefahren, um das große Dinosaurierskelett im Lichthof zu zeichnen. Kurz bevor sie fertig gewesen war, hatte plötzlich ein Mann hinter ihr gestanden und ihr über die Schulter gesehen. Sie war mit ihm ins Gespräch gekommen, und Albert Petzold hatte vorgeschlagen, dass Theresa ihn in seiner Galerie im Prenzlauer Berg besuchen kommen und einige ihrer Arbeiten mitbringen sollte.

Theresa schloss das Fenster und schaute zur Kuckucksuhr über dem Sofa.

«Fertig, Frau Matusiak.» Herr Bastian hatte alles aufgegessen, nicht ein einziger Soßenrest war übrig geblieben. Er gehörte zu der Generation, die immer alles aufaß, egal, was es gab. Das Besteck lag quer auf der Assiette.

Theresa glitt in die Wanne. Das warme Wasser tat gut, der Tag war anstrengend gewesen, und sie hatte Rückenschmerzen. Sie schloss die Augen und freute sich auf einen ruhigen Abend. Sie würde sich eine Pizza bestellen und noch ein wenig an ihren Bildern arbeiten. Als sie gerade warmes Wasser nachlaufen lassen wollte, klingelte es. Sie zuckte zusammen und überlegte, wer sie um diese Zeit besuchen kommen könnte. Ihre Tochter Anna war es bestimmt nicht, denn die hatte einen Schlüssel und rief, wenn sie vorbeikommen wollte, vorher immer an. Wieder klingelte es. Theresa stand auf, wickelte sich ein Handtuch um den Kopf, zog ihren Bademantel über und ging zur Tür.

«Frau Matusiak, Theresa Matusiak?»

Theresa nickte.

«Wenn Sie hier bitte unterschreiben würden?» Der Postbote reichte Theresa ein Einschreiben.

Sie unterschrieb das Formular, bedankte sich und schloss die Tür. Unschlüssig drehte sie den Brief in den Händen. Warum bekam sie ein Einschreiben? Als Absender war ein Notariat mit dem Namen Herzberg und Salomon in der Schönhauser Allee vermerkt. Kurz entschlossen riss Theresa den Umschlag auf.

*Sehr geehrte Frau Matusiak,*

*hiermit teilen wir Ihnen mit, dass Frau Marlene Groen ihr Testament in unserer Kanzlei hinterlegt hat. Nach Frau Groens Ableben vor einer Woche sind wir verpflichtet, Sie darüber zu informieren, dass Sie und Tom Halász als Erben für die Liegenschaft in Rostock eingetragen sind. Wir bitten Sie, sich unverzüglich mit uns in Verbindung zu setzen, um die Formalitäten zu klären.*

*Unser aufrichtiges Beileid.*

*Mit freundlichen Grüßen*

*i.A. Dr. Kai Herzberg*

Theresa ließ das Einschreiben sinken. Marlene war jetzt erst gestorben? Das konnte nicht sein. Dieser Brief ergab

überhaupt keinen Sinn. Ihre ältere Schwester war schon 1971 bei einem Bootsunfall ums Leben gekommen.

Marlene war mit ihrem Vater Johannes zum Segeln an der Ostsee gewesen und dabei ertrunken. Sie war gerade mal siebzehn, als sie starb. Der Schmerz über Marlenes Tod war für ihre Eltern damals unerträglich gewesen, und sie hatten auch später kaum über ihre verstorbene Tochter gesprochen.

Theresa ging zum Fenster. Ihre nassen Füße hinterließen feuchte Abdrücke auf dem Dielenboden. Nachdenklich blieb sie vor ihren Bildern stehen, die an der Wand lehnten. Auf den Leinwänden waren melancholische Gesichter zu sehen, die ein wenig an Modigliani erinnerten. Theresa fuhr mit den Fingern über die Wange einer Frau, bleich und mit großem Hut. Ihre Eltern Johannes und Elisabeth Groen hatten drei Töchter. Theresa, Marlene und Charlotte. Charlotte war die Älteste und Theresa die Jüngste. Theresa hatte Marlene nicht mehr kennengelernt, denn sie war vor ihrer Geburt gestorben. Nach Marlenes Tod war Elisabeth noch einmal ungeplant schwanger geworden und hatte es nicht übers Herz gebracht, sich gegen das Baby zu entscheiden.

Theresa riss sich vom Anblick des Bildes los und überflog erneut das Einschreiben. Bei den Worten Liegenschaft in Rostock stutzte sie. Liegenschaft? Das hatte sie vorhin gar nicht richtig wahrgenommen. Theresa wickelte das

Handtuch vom Kopf und dachte an das Haus in Rostock, das ihren Eltern früher gehört hatte. Nach der Wende hatten sie es verkauft. Und jetzt sollte es die ganze Zeit Marlene gehört haben? Marlene, die doch angeblich schon seit Jahren tot war?

Theresas Hals war trocken. Sie ging in die Küche und trank einen Schluck Wasser direkt aus dem Hahn. Dann nahm sie ihr Handy vom Tisch und wählte die Nummer ihrer Schwester. Charlotte, die Ältere, die Vernünftige, die, die immer eine Lösung hatte. Vielleicht konnte sie Licht ins Dunkel bringen.

«Groen?»

«Lotte, ich bin es. Hast du einen Moment?» Theresa ging zurück ins Wohnzimmer und sah aus dem Fenster.

«Nur kurz. Ich fahre morgen früh zu einer Fortbildung nach Magdeburg und muss noch packen. Was ist denn los?»

«Also, ich habe gerade ein Einschreiben bekommen. Es geht um Marlene. Sie ... offenbar hat sie bis vor einer Woche noch gelebt.»

Am anderen Ende der Leitung war nur Charlottes Atmen zu hören.

«Bist du noch dran?», fragte Theresa.

«Ja. Das ... das kann nicht sein. Marlene ist tot, seit Jahren schon.»

«Eben. Darum ist das Ganze ja so rätselhaft. Und das Seltsamste ist, Marlene hat mir, wie es aussieht, das Haus vererbt.» Theresa setzte sich auf den Stuhl vor der Staffelei neben dem Fenster.

«Was denn für ein Haus?»

«Das in Rostock. Du weißt schon, das Haus, das Vati 1992 an einen Investor verkauft hat. Lotte, ich kann mir da einfach keinen Reim drauf machen. Hast du eine Erklärung?»

«Nein, leider gar nicht, das ist mir mindestens so schleierhaft wie dir. Ich glaube, du musst Mutter danach fragen, auch wenn das vermutlich schwierig wird.»

«Das mache ich. Gleich morgen früh. Vielleicht stellt sich alles als ein Missverständnis heraus, eine Verwechslung, wer weiß.» Nachdenklich sah Theresa auf das Einschreiben, das jetzt vor ihr auf der Staffelei lag. «Lotte ... noch eine Frage. Kennst du einen Tom, Tom Halász?»

«Nein, das sagt mir nichts, warum?»

«Ach nichts, nur so ein Gedanke. Ich melde mich, sobald ich mehr weiß.»



Am nächsten Morgen, nachdem Theresa mit der Sekretärin der Kanzlei von Herzberg und Salomon einen Termin ausgemacht hatte, fuhr sie mit der S-Bahn nach Lichtenberg, wo ihre Mutter Elisabeth seit fünf Jahren in

einem Pflegeheim für Demenzkranke lebte. Im nahegelegenen Tierpark war Elisabeth früher oft mit Theresa und Charlotte spazieren gegangen, und die beiden hofften, die Aufenthalte im Park würden dem Verblassen von Elisabeths Erinnerung Einhalt gebieten. Oder die Vormittage, an denen die Pfleger mit ihr über das weite Gelände spazierten, würden wenigstens einen Teil der Erinnerung zurückbringen.

Das Pflegeheim war das Beste und verhinderte das Schlimmste. Nach Johannes' Tod 1997 war Elisabeth aufgelebt und viel gereist. Theresa und Charlotte hatten sie in der Zeit selten zu Gesicht bekommen. Theresa machte damals eine schwere Zeit durch. Sie hatte sich gerade von Bernd, Annas Vater, scheiden lassen und musste sich daran gewöhnen, von nun an alleinerziehend zu sein. Charlotte war damit beschäftigt, für ihre Ausbildung zur Finanzbeamtin zu lernen und ihren Unmut darüber zu verwinden, dass ihr Abschluss als Staatsbürgerkundelehrerin nach der Wende nicht anerkannt wurde.

Doch nur drei Jahre später war es mit Elisabeth langsam, aber sicher bergab gegangen. Es begann damit, dass sie die Wohnungsschlüssel vergaß, wenn sie das Haus verließ, dann wusste sie nicht mehr, wo ihre Wohnung war, dann brachte sie die Namen ihrer Kinder durcheinander. Am Ende rief sie einmal die Polizei, als Charlotte in der

Wohnung war, weil sie sie für eine Einbrecherin hielt. Mit der Vergesslichkeit ging eine Wesensveränderung einher, die es ihren Töchtern zusehends schwermachte, sich um sie zu kümmern. Elisabeth wurde aggressiv, sie beschuldigte Theresa, ihr Geld gestohlen zu haben, und als sie schließlich vergaß zu essen, gaben Theresa und Charlotte sie besorgt und mit schlechtem Gewissen in professionelle Hände.

Im Pflegeheim wurden gerade die Tablettts vom Mittagessen auf stählerne Wagen gestapelt und zur Küche geschoben. Theresa meldete sich am Empfang und stieg in den Fahrstuhl, der nach Desinfektionsmittel und Pfefferminztee roch. Sie drückte die Vier. Langsam schloss sich die Fahrstuhltür, und die verspiegelte Kabine setzte sich in Bewegung.

Die Tür zu Elisabeths Zimmer stand offen, und Theresa ging einfach hinein. Ihre Mutter saß aufrecht im Bett und starrte auf das Bild mit dem Schokoladenmädchen, das an der Wand hing. Es war eine verkleinerte Reproduktion des berühmten Gemäldes von Jean-Étienne Liotard und hatte früher im Wohnzimmer von Johannes' und Elisabeths Wohnung an der Weberwiese gehangen. Es passte genauso wenig in das moderne und sterile Zimmer wie die antike Kommode mit der Vase aus Meißner Porzellan, die Elisabeth ebenfalls von zu Hause mitgebracht hatte.

Die Erkrankung hatte Elisabeth schnell altern lassen. Ihr Haar war dünn, die Augen trüb, der Mund ein bloßer Strich. Sie trug eine beige Bluse und darüber eine grobe Strickjacke, die sie noch magerer aussehen ließ, als sie ohnehin schon war. Theresa musste an die Hochzeitsbilder ihrer Mutter denken. Von der einst wunderschönen Frau war nur noch ein Schatten übrig.

«Hallo, Mutti, ich bin es.» Theresa flüsterte.

Elisabeth starrte weiter auf das Schokoladenmädchen, nur ihre Hand zuckte kurz.

Theresa hatte auf der Fahrt überlegt, wie sie ihre Mutter mit Marlene konfrontieren sollte, und war zu dem Entschluss gekommen, ganz behutsam auf das Thema zu sprechen zu kommen.

«Geht es dir gut?»

Elisabeth reagierte nicht.

Theresa setzte sich auf die Bettkante. «Ich bin hier, weil ich dich etwas fragen muss. Es geht um Marlene. Ich habe gestern ein Einschreiben bekommen ...»

Elisabeth drehte den Kopf und sah Theresa in die Augen. «Schweig.»

Theresa zuckte zusammen. Woher besaß ihre Mutter die Kraft, so laut zu sprechen? Sie konnte ja nicht einmal mehr alleine essen. Und so viel Entschlossenheit in ihrer Stimme – Theresa wusste nicht, wann sie die das letzte Mal gehört hatte.

Elisabeth richtete ihre Augen wieder auf das Bild mit dem Schokoladenmädchen. «Marlene hat schon immer Ärger gemacht. Dem mussten wir einen Riegel vorschieben, sonst wäre unsere Familie zerbrochen.» Ihre Stimme zitterte.

«Was meinst du?» Theresa rückte näher an ihre Mutter heran, aber die reagierte nicht.

Theresa nahm Elisabeths Hand. Sie war eiskalt.

«Anton, der hat sie gerettet.»

Wer war Anton? Theresa hob verwundert den Kopf. Ihre Mutter hatte die Augen geschlossen. Langsam strich sie ihr über den Handrücken.

«Was meinst du damit?», wiederholte Theresa.

Doch Elisabeth blieb stumm, auch als Theresa ihre Frage ein weiteres Mal wiederholte.

## **Damals (1943)**

### **Rostock**

«**W**ann kommt Vater wieder?»

Käthe nahm Elisabeths Hand. «Vielleicht im Frühling», sagte sie, ließ Elisabeths Hand los und stand auf. Fünf mal fünf Schritte, mehr Platz war nicht. Der Keller roch modrig, die Kerzen würden nur noch einen Tag reichen, und auch die Essensvorräte, Konserven und Einweckgläser gingen zur Neige. Der Toiletteneimer war voll und roch erbärmlich. Wieder hatte Käthe versucht, der Frage nach Emil auszuweichen. Vielleicht im Frühling. Warum hatte sie das gesagt? Ihr war klar, dass Elisabeth ihr nicht glaubte. Immerhin war sie inzwischen sechzehn.

Der Tag, an dem sie Emil abgeholt hatten, lag bereits fünf Monate zurück. Er wusste, worauf er sich einließ, als er zu den geheimen Treffen am Hafen ging und mithalf, Flugblätter gegen den Krieg zu verteilen. Seit drei Monaten wohnten Elisabeth und Käthe im Keller, aus Angst vor den Bombenangriffen und auch aus Angst, die Männer in den Uniformen würden zurückkehren. Der Eingang zu ihrem Versteck lag hinter einem Regal, eingelassen in einen Mauervorsprung. Die beiden unteren Bretter waren

nur aufgelegt. Wenn man sie zur Seite schob, konnte man durch die Öffnung hindurchklettern. Nur selten gingen Elisabeth und Käthe nach oben ins Haus, um Wasser zu holen und nach dem Rechten zu sehen.

«Er kommt nicht zurück, oder?» Elisabeth nahm die letzte Kerze und drehte sie in der Hand.

«Ach, Lisbeth, du bist zu alt, als dass ich dir etwas vormachen könnte. Ich weiß nicht, wann dein Vater wiederkommt. Ich weiß nicht, ob er überhaupt jemals wiederkommt.»

In diesem Moment heulte eine Sirene los. Die beiden Frauen zuckten zusammen und schauten ängstlich durch das vergitterte Kellerfenster nach draußen. Es regnete. Bis auf ein kleines Stück Gehweg war nichts zu erkennen. Es war dunkel, und in immer kürzeren Abständen zuckten Lichtblitze über das nasse Kopfsteinpflaster. Dann waren Schuhe zu sehen. Kinderschuhe und grobe Damenschuhe, die am Fenster vorbei in Richtung Luftschutzbunker eilten. Frauen riefen, Kinder weinten. Elisabeth drückte sich an ihre Mutter.

Käthe legte ihre Hand auf Elisabeths Kopf. «Hier unten sind wir sicher, und so schlimm wie vor einem Jahr wird es bestimmt nicht mehr werden.» Ihren Worten zum Trotz hatte Käthe Mühe, die Fassung zu bewahren. Noch gut konnte sie sich an die schreckliche Nacht im April vergangenen Jahres erinnern. Tausende Bomben waren

über Rostock niedergegangen, der Seewind hatte bei der Ausbreitung der Flammen geholfen. Nach dem Angriff war sie mit Emil bestürzt durch die zerstörten Straßen gelaufen. Zahllose Gebäude waren dem Feuer zum Opfer gefallen, ganze Straßenzüge ausgelöscht worden, und Hunderte Menschen irrten obdachlos umher. Die Altstadt glich einem Trümmerfeld, das Dach der Petrikirche war ausgebrannt und das Stadttheater, in dem Käthe und Emil so oft gewesen waren, zerstört.

Als die ersten Schüsse der Flak zu hören waren, schrie Elisabeth auf. Sie drückte sich noch enger an ihre Mutter. Käthes Hand auf Elisabeths Kopf zitterte. Sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Wenigstens eine von uns muss stark sein, dachte sie.

Draußen war es nun ganz still. Doch plötzlich war das Kreischen der Bomben zu hören. Dann gab es einen lauten Knall. Die Scheibe des Kellerfensters zerbrach, und die Scherben fielen auf die Matratze unter dem Fenster. Elisabeth fuhr zusammen, und Käthe merkte, dass ihre Unterhose nass wurde.

Erst weit nach Mitternacht war der Angriff vorüber, verklangen die Schüsse. Alles schien friedlich. Irgendwo bellte ein Hund. Wieder eilten Schuhe am Kellerfenster vorbei, diesmal in die andere Richtung. Schwefelgeruch drang durch das Gitter. Elisabeth löste sich aus den Armen

ihrer Mutter, räumte die Scherben beiseite und legte sich auf die Matratze.

«Ich bin gleich wieder da.» Käthe stand auf, nahm die unteren Regalbretter heraus und kletterte durch die Öffnung. Dann griff sie nach dem Toiletteneimer und stieg langsam die Kellertreppe hinauf.

Das Haus war unversehrt, oben hatten sämtliche Fensterscheiben die Bomben überstanden. Neben der Tür stand eine Truhe. Käthe nahm eine frische Unterhose heraus, ging ins Badezimmer, weichte die alte in Seifenlauge ein und trat vor die Haustür. Noch immer hing Rauch über der Straße. Am Horizont, in Richtung Rostocker Hafen, stiegen Flammen in den Nachthimmel. Käthe sah sich vorsichtig um. Niemand war zu sehen. Sie ging die Stufen herunter und leerte den Toiletteneimer über dem Gully. Als sie sich umdrehte, bemerkte sie etwas auf den Treppenstufen vor der Haustür. Sie ging näher heran und sah einen Krug frisches Wasser, Kerzen und einen Laib Brot, in eine Zeitung eingewickelt. Hastig hob Käthe die Sachen auf und trug sie ins Haus. Wer hatte in diesen Zeiten so viel übrig, dass er teilen konnte? Käthe ging noch einmal ins Badezimmer, wrang ihre Unterhose aus und hängte sie über die Leine.

Als sie zurück in den Keller kam, schlief Elisabeth. Die grobe Wolldecke lag neben der Matratze. Wie sehr sie doch ihrem Vater ähnelte. Die blonden Haare, der schmale

Körperbau. Käthe nahm die Decke und legte sie vorsichtig über ihre Tochter. Auf einmal hörte sie ein Geräusch, ein leises Rascheln über ihrem Kopf. Ein Flugblatt war von außen gegen das Gitter des Kellerfensters geflogen und zappelte im Wind.

Käthe stand auf, zog den Zettel durch die Stäbe und las. *Extrablatt. Deutsche Soldaten bei Stalingrad geschlagen und in russischer Kriegsgefangenschaft.*



### **Drei Tage vor Rostock**

Johannes' Beine versanken bis zu den Knien im Schnee. Er hatte Fieber und zitterte am ganzen Körper. Der Riemen seiner Ledertasche schnitt ihm in die Schulter, seine Hose war durchweicht und sein Mantel viel zu dünn für die kalten Temperaturen. Sein Fuß tat so sehr weh, dass er kaum auftreten konnte. Er musste sich setzen. Bei seiner überstürzten Abreise war er auf einer zugefrorenen Pfütze ausgerutscht und in einen Straßengraben gefallen. Eine Gartenzaunlatte diente ihm als Krücke, und er hatte Schwielen an den Händen. Zeit zurückzubleiben war nicht gewesen, die Gefahr zu groß. Seit Hitlers Truppen bei Stalingrad besiegt worden waren, rückte die Rote Armee unaufhaltsam voran. Die deutsche Bevölkerung Schlesiens musste fliehen.

Ein Mann mit einem Leiterwagen, der seit kurzem in seinem Treck mitlief, half ihm auf. «Wie alt bist du denn, mein Junge?»

«Gerade sechzehn geworden.»

Der Mann nickte. «Noch so jung und ganz alleine unterwegs. Komm, ein bisschen kann ich dich ziehen.»

Johannes hatte nicht einmal mehr die Kraft, sich zu bedanken. Er erhob sich und kletterte auf den Wagen. Zwischen Koffern, Kisten und einem Schlitten lag, in einen Damenpelz eingewickelt, ein schlafender Säugling. Johannes legte sich neben das warme Bündel. Ihm fielen die Augen zu, und er träumte von seiner Mutter.

Ein jähes Krachen schreckte Johannes aus dem Schlaf. «Was? Was ist los? Wo ...?» Da sah er es.

Der Mann, der den Wagen gezogen hatte, stand neben der vorderen Achse. Sie war entzweigebrochen. «Den Wagen können wir vergessen.» Er schaute Johannes lange in die Augen. Sein Gesicht war ausgemergelt, seine Augäpfel gelb, und er hustete.

«Und nun?»

Wieder hustete der Mann. Aus der Tasche seines zerschlissenen Mantels zog er ein Tuch, das er sich vor den Mund drückte. Als der Hustenanfall vorüber war, sah er kopfschüttelnd hinein und hielt es dann Johannes hin. Es

war blutig. «Ich werde es nicht schaffen. Deshalb habe ich eine Bitte: Kümmerst du dich um Hanna?»

«Wer ist Hanna?»

Der Mann steckte das Tuch zurück in seinen Mantel und zeigte mit der Hand auf den Leiterwagen. «Hanna. Meine Enkelin. Ich habe es meiner Tochter versprochen. Ich habe versprochen, Hanna in Sicherheit zu bringen.»

Johannes sah auf das Bündel neben sich. Das Kind hatte die Augen geschlossen. «Was ist mit Ihrer Tochter passiert?»

Der Mann antwortete nicht.

Hinter ihnen kamen weitere Flüchtlinge näher. Auch sie hatten einen Leiterwagen dabei, der von einem Pferd gezogen wurde, das so dünn war, dass es nur langsam vorankam.

«Also, du kümmerst dich um Hanna. Abgemacht?»

«Abgemacht.» Johannes zog sein Hosenbein ein wenig nach oben. Sein Knöchel hatte sich inzwischen dunkelblau verfärbt.

«Bin gleich zurück. Ich gehe mich nur kurz erleichtern.» Der Mann überquerte den Feldweg und verschwand im Schatten einer Schonung.

Johannes schob den Damenpelz zur Seite und legte seine Hand auf den Körper des Säuglings. Er war eiskalt. Schnell zog er seine Hand zurück und hielt sein Ohr vor die Nase der kleinen Hanna. Nichts. Sie atmete nicht mehr.